

Die Urner Medizingeschichte im Historischen Museum Uri

von Walter Bär-Vetsch



Inspiziert vom hundertjährigen Bestehen der Urner Ärztesgesellschaft im 2020 widmet sich die Sommerausstellung im Museum der Urner Medizingeschichte. Die Ausstellung geht sowohl auf die Schul- und die Volksmedizin ein. Neben zahlreichen alten medizinischen Instrumenten und Fotos zeigt das Museum auch Zeugnisse aus der Volkshelkunde, die mit altem Wissen, aber auch mit magischem Denken und religiösem Glauben zu tun haben.

Volksmedizinisches

Bis ins 20. Jahrhundert bezog sich unsere Gesundheit nicht oder nicht nur auf den Körper, sondern umfasste auch die Seele. Die hiesige Bevölkerung führte Krankheiten nicht auf physisch und damit fass- und behandelbare Ursachen zurück, sondern auf das Wirken von Krankheitsdämonen und Zaubehandlungen feindlich gesinnter Menschen und Mächte, ja sogar auf die Strafe Gottes. Redensarten wie „Wen Gott liebt, den züchtigt er!“ oder „Not lehrt beten!“ bestätigten dem Volk seinen Glauben. Die kirchliche Literatur lehrte, dass Krankheit, Armut und Not Strafen für Vergehen und Sünden waren. Durch die absolute religiöse Werthaltung in der damaligen Bevölkerung verstand man die These, dass schwere Krankheiten und Tod, in welchem Alter und aufgrund welcher Ursache auch immer, als göttliche Vorsehung hinzunehmen waren.

Dementsprechend verbreitet waren magische Heilkonzepte: War die Krankheit auf einen Dämon zurückzuführen, war die Heilung darauf ausgerichtet, diesen wieder aus dem Körper des Kranken oder seiner Umgebung zu vertreiben. War sie durch den Schadenzauber einer Hexe, eines Hexers oder eines feindlich gesinnten Menschen entstanden, half ein Gegenzauber, den auf dem Kranken lastenden Fluch wirkungslos zu machen. Entsprechend sass die Angst im Volk, Opfer eines Schadenzaubers zu werden. Damals erfolgte die Behandlung in erster Linie durch das Einwirken auf die Seele. Besonders befähigte Heiler, Meditation, Gebete, magische Handlungen und die Anrufung mystischer Ahnen sollten das seelische Gleichgewicht der Kranken wiederherstellen. Man suchte daher Wirkungsstätten mystischer Ahnen auf, um sich dort ihrer Kraft und ihres Beistandes zu versichern und so gegen Schadenzauber gefeit zu sein. Im damaligen Volksglauben und der früheren Volksmedizin waren deshalb Magie und Religion kaum zu trennen. Alte Riten, Kulte und Glaubensvorstellungen paarten sich mit der christlichen Religion. Gott, Christus, Maria und den Heiligen war ebenso vertraut worden wie der Segenskraft geweihter Gegenstände und Orte sowie der Wirkung magischer Zeichen und Rituale. Hatte sich der Bauer beim Holzspalten in die Hand

geschlagen, musste zuerst der Haushund Bless die Wunde ablecken, dann klebte man Baumharz oder strich Karrensalmbe darauf und verband die Wunde mit einem alten Leintuch. Wenn die Heilung ausblieb, suchte man einen Heiler, von denen es in jedem Dorf gab, auf. Als letzten Ausweg beanspruchte man die ärztliche Hilfe.

Magische Praktiken, christliche Religion und medizinisches Wissen bildeten folglich ein untrennbares Ganzes, in dem sich die verschiedenen Einflüsse gegenseitig überlagerten oder durchdrangen. Was sich jeweils änderte, waren die jeweiligen Anteile am Ganzen. Bei Volkskrankheiten hielten sich Heiliges und Unheiliges die Waage. Bei psychischen Krankheiten überwog der Anteil des Magischen. Bei gut erforschten Krankheiten und Seuchen standen die wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisse der Medizin im Vordergrund. Die Ausstellung zeigt mit ausgewählten Beispielen, wie man im alten Uri mit religiösen Schutz- und Heilritualen Krankheiten bekämpft hat.

Die Schulmedizin

Der Ausstellungsteil der wissenschaftlichen Medizin, d. h. der Schulmedizin, zeigt den medizinischen Fortschritt vom damaligen Bader zum heutigen akademischen Mediziner und in der hausärztlichen Tätigkeit, erzählt von Plagen und Epidemien, unter denen die Menschen litten, beschreibt die Entwicklung vom Armen- zum Krankenhaus, wirft einen Blick in die damaligen Badestuben mit ihren Lustbarkeiten sowie auf den Tagesablauf bei einem Kuraufenthalt und schildert die damaligen Praktiken vor, während und nach der Geburt.

Vom Bader zum Hausarzt

In der Schweiz traten die ersten studierten Ärzte im 13. und 14. Jahrhundert auf. Noch bis in die Frühe Neuzeit (16./17. Jahrhundert) waren diese wenigen gelehrten Ärzte vor allem in Städten tätig. Anders als heute, versorgten damals zwei eigene Berufsstände die Bevölkerung medizinisch: die akademischen Ärzte und die Handwerkschirurgen, zu denen die Bader, Barbieri, Scherer und Wundärzte zählten. Die beiden Berufsgruppen praktizierten unabhängig voneinander.

Als erster gelehrter Arzt war Dr. Johann Anton Crivelli, aus Mailand stammend, von 1597 bis 1629 in Altdorf tätig. Sein Ruf als Arzt drang über die Kantonsgrenzen hinaus. Öfters wurde er zu Patienten nach Schwyz, Unterwalden und Luzern gerufen. Der erste eidgenössisch geprüfte Arzt (1888) in Uri war Dr. med. Karl Gisler (1863 – 1940), Altdorf. Karl Zraggen (1822 – 1874), der eine Praxis als Wundarzt in der Altdorfer Vorstadt führte, war der letzte Scherer in Uri. Nachdem er sich im Ausland in der niederen Chirurgie ausgebildet hatte, behandelte er äussere Krankheiten, Unfälle, Bein- und Armbrüche, Wunden und Quetschungen und betätigte sich mit Aderlassen, Schröpfen und Zahnziehen. Die Nonnen im Altdorfer Frauenkloster schätzten ihn als Zahnzieher. Daneben schnitt er bis zu seinem Ableben im 1874 einer grossen Kundschaft die Haare und rasierte die Bärte.

Epidemien – oft Folgen mangelnder Hygiene

Bis im 18. Jahrhundert beeinträchtigten Kriege, Aufstände, Missernten, Witterungen, Katastrophen aller Art und vor allem Seuchen die Gesundheit der Menschen. Als epochenübergreifende Epidemien galten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts neben sexuell übertragbaren Krankheiten, wie die Syphilis oder der Tripper (Gonorrhöe), grippeähnliche Infekte, Aussatz, Malaria, Masern, Pest und Pocken. Im 18. und 19. Jahrhundert waren schwer verlaufende Fieber, Infektionskrankheiten und Tumore, aber auch psychische Gesundheitsstörungen häufig. Im 19. und 20. Jahrhundert traten die Cholera, die Diphtherie, das Fleckenfieber, das Gelbfieber, die Grippe, die Ruhr, die

Scharlach, die Tuberkulose (Auszehrung) und der Typhus hinzu. Sporadisch auftretende Pocken-Erkrankungen traten wieder auf.

Ganz besonders vor Krankheiten gefährdet waren seit früher die Frauen während Schwangerschaft und Geburt sowie die Kleinkinder. Die hohe Sterblichkeit im frühen 19. Jahrhundert war in erster Linie ein Problem der Säuglings- und Kindersterblichkeit. Doch sie konnte bis Mitte des 20. Jahrhunderts merklich gesenkt werden. Der Rückgang der Säuglingssterblichkeit war weitgehend das Ergebnis der laufenden Verbesserungen der Geburtshilfe und der Säuglingspflege. Für den Rückgang der Kindersterblichkeit waren die Massnahmen gegen die Ausbreitung ansteckender Infektionskrankheiten ausschlaggebend. So verschwand die Kinderdiarrhöe (Magen-/Darmkatarrh mit heftigem Durchfall) bis etwa 1910 als Todesursache gänzlich. Stark gingen auch die Todesfälle infolge der klassischen Kinderkrankheiten wie Krupp, Keuchhusten (auch Eselshusten genannt), Diphtherie (auch Bräune oder Halsbräune genannt), Röteln (auch Rotsucht oder Kindsblateren genannt) und Scharlach zurück. Die Erkenntnis über den Zusammenhang der allgemeinen Reinlichkeit und der Verschleppung epidemischer Krankheiten verhalf auch in Uri zu Verbesserungen in der öffentlichen Hygiene. Dennoch wurde die geordnete Beseitigung der Fäkalien und des Kehrichts noch weit im 20. Jahrhundert vernachlässigt.

Beherrschten in den zurückliegenden Phasen zunächst vornehmlich Infektionskrankheiten und schwerwiegende Epidemien das Krankheitsbild des Menschen, so traten im 20. Jahrhundert Erkrankungen des Herz-Kreislauf-, des Atmungssystems und des Bewegungsapparates sowie zunehmend psycho-soziale Störungen in den gesundheitlichen Mittelpunkt.

Vom Altdorfer Fremdenspital zum Kantonsspital Uri

In Uri standen die Spittel vorerst meist als Herbergen für fremde Gäste, später als Armen- oder Krankenhäuser offen. Bruderschaften, Orden, religiöse oder weltliche Behörden übernahmen deren Führung. Neben dem Lazariterkloster in Seedorf konnten die Wallfahrer auch in Altdorf, Andermatt, Erstfeld, Flüelen, Hospental, Silenen, Wasen, auf dem Gotthardpass und auf dem Urnerboden mit einer Unterkunft rechnen.

Erkrankte jemand vor 150 Jahren im Kanton Uri ernsthaft, wurde er – vor allem, wenn er der Oberschicht angehörte – zu Hause von seinen Angehörigen versorgt und gepflegt. Kranke Durchreisende und Bedürftige fanden während Jahrhunderten im 1490 von der Jakobsbruderschaft zusammen mit der Gemeinde Altdorf erstellten Altdorfer Fremdenspital Nahrung und Obdach.

Der Bau des Kantonsspitals Uri wurde am 10. März 1872 vollendet. Das Spital war für die Aufnahme von dreissig Kranken eingerichtet. Für grössere Eingriffe wurden die Patienten in auswärtige Spitäler geschickt. Bis 1900 waren die medizinischen Dienste noch einfach. Die Anzahl der Patienten unterlag aber bereits grossen Schwankungen. Epidemien oder ausserordentliche Ereignisse (z. B. der Bau der Gotthard-Bahnlinie mit Tausenden von Fremdarbeitern) verursachten Engpässe. Doch im Allgemeinen genügte der Platz für die rund dreissig bis vierzig Patienten. Von 1900 bis um 1960 weitete sich die ärztliche Betreuung im Kantonsspital aus. Chirurgie und Geburtshilfe hielten Einzug. 1902 wurde der erste Operationssaal erstellt. 1920 richtete man die erste Röntgenanlage ein. Eine weitere wichtige Investition war 1945 die Schaffung eines eigenen Gebärdzimmers mit den notwendigen Einrichtungen und einem Säuglingssaal. Im April 1949 beschloss der Spitalrat, das Spital grosszügig auszubauen. Am 31. August 1963 wurde das neue Kantonsspital feierlich eingeweiht und am 12. September bezogen. Ein detailliertes Raum- und Funktionsprogramm diente Anfang der 1990er Jahre als Grundlage für die Ausarbeitung der Pläne für den Um- und Erweiterungsbau. Das ganze Bauvorhaben wurde in drei Etappen ausgeführt: 1993/1995 der Neubau,

1996/1997 der Umbau und 1997/1998 die geschützte Operationsstelle. Am 24. September 2017 stimmte das Urner Volk dem Neubauprojekt für ein modernes Kantonsspital für 115 Millionen Franken grossmehrheitlich zu. Die Bauarbeiten haben im Frühling 2019 begonnen. Der Bezug des Neubaus erfolgt voraussichtlich Ende 2022. Der gesamte Umbau wird Ende 2024 fertig sein. Mit dem neuen Kantonsspital sollen die Urnerinnen und Urner von einer zeitgemässen Infrastruktur und einer hoch stehenden Gesundheitsversorgung profitieren.

Auch Wassen und Göschenen besaßen ein Spital.

Über zwanzigtausend Arbeiter bauten von 1872 bis 1882 mit einfachen Hilfsmitteln den Eisenbahntunnel durch den Gotthard. Für Kranke und Verunfallte stellte die Eisenbahngesellschaft in Göschenen ein Werkspital, in Wassen, in der Rütli, nördlich der Kirche, ein Werkspital und ein Siechenhaus auf. Für die damalige Zeit waren die Spitäler gut eingerichtet und verfügten über geschultes Personal. Den Patienten lagen auf den Eisenbettgestellen Matratzen mit weisser Bettwäsche, wollenen Bettdecken und weichen Kopfkissen bereit. Die verunfallten und erkrankten Arbeiter beurteilten die baustelleneigenen Spitäler als schlecht, so dass sehr viele lieber in ihren stinkenden Quartieren lagen, als dass sie ein Krankenhaus aufsuchten.

Zahlreiche Bauarbeiter litten wegen der unhygienischen Zustände auf den Baustellen und in den Unterkünften an Durchfall und Typhus. Der Grubenwurm (*Ancylostoma duodenale*) befiel viele Tunnelarbeiter. Selbst Malariakranke, die ihre Krankheit bereits von daheim mitgebracht hatten, wurden im Spital betreut und behandelt. Die Silikose, verursacht durch den permanenten Granitstaub im Tunnel, und Scharbock (Skorbut), eine eigentümliche Blutzerersetzung, konnten im Spital nicht behandelt werden. Vorübergehend traten sogar Fälle von Lungenstich und Nervenfieber (Typhus) auf. Das Spitalpersonal nähte nach Schlägereien im Arbeiterdorf meterweise Wunden an den Händen und an den grimmig dreinschauenden Hitzköpfen. Amputationen mussten noch mit der Handsäge gemacht werden. Für schwere Fälle liess man Ärzte von Altdorf kommen, die mit einem Landauer einige Zeit brauchten, bis sie bei den Patienten eintrafen.

Von der Quelle zum Kurbad

Auch in Uri schrieb man Quellen und Brunnen Heilwirkung zu. Es war vielgeübter Brauch, sich bei allerlei Leiden (z. B. Krankheiten, Kinderlosigkeit) mit dem Wasser zu waschen oder es zu trinken. Im 16. Jahrhundert kamen eigentliche Badestuben auf, in denen die Leute ihre Körperhygiene verbesserten, Krankheiten vorbeugten und mit Speis und Trank versorgt wurden. In Altdorf befand sich die Badstube an der Tells-gasse (etwa bei der heutigen Abzweigung von der Tellsgasse in den Rosenberg). 1414 wurde am rechten Ufer des Hinterschächens, am Eingang ins Brunnital, eine warme Mineralquelle entdeckt, die in den folgenden Jahrhunderten als Heilbad diente. Das hölzerne Badhaus wurde um 1812 abgerissen.

Seit dem 17. Jahrhundert suchten Badende – meist Rheumatiker oder Patienten zur Nachbehandlung von Knochenbrüchen – die sehr schwefelhaltige Quelle im Moosbad auf. Die eigentliche Blüte erlebte das Bad erst ab Ende des 19. Jahrhunderts, als 1894 das Kurhaus Moosbad die bisherige Badeanstalt ablöste. Doch von Jahr zu Jahr schlitterte der Betrieb mehr in die roten Zahlen. Im Herbst 1912 musste er geschlossen werden. Am 21. März 1913, morgens um vier Uhr, brannten Badehaus und Hotel lichterloh ab.

Wer kein Heilbad vorzuweisen hatte, erklärte sich zum Luftkurort. Im Urserental, im Madranertal, im Schächental und in Seelisberg priesen innovative Leute ihre Kuren in der frischen Alpenluft an (Milch- und Molkenkuren, Luftkuren). Mit dem Ausbruch des

Ersten Weltkriegs blieben die Kurgäste aus. Der Zweite Weltkrieg brachte das endgültige Aus. Als Kurort vermochte sich Uri nicht mehr zu etablieren.

Geburtshilfe anno dazumal

Bis Ende des 19. Jahrhunderts kamen die Kinder in der hiesigen Gegend fast ausschliesslich zu Hause zur Welt. Die Kindbetherinnen, die Hebammen und die Ärzte kannten das Risiko einer Geburt sehr wohl, vor allem das Wochenbettfieber und dessen dramatischen Verlauf. Sie wussten, dass die Krankheit unvermeidbar mit dem Tod der Mutter endete. Die Ursache war damals noch unbekannt, eine Therapie existierte nicht.

Die Ursachen für die hohe Säuglingssterblichkeit waren schlechte hygienische Bedingungen, ungenügende Ernährung und Infektionskrankheiten. Keuchhusten, Diphtherie, Masern oder Scharlach verliefen bis Ende des 19. Jahrhunderts tödlich. Nach der Geburt war die erste Sorge, das Kind am Leben zu erhalten und zu veranlassen, dass es bald getauft wurde, denn es gehörte zum Schlimmsten, ein ungetauftes Kind sterben zu sehen.

Bedeutungsvoll in der Geburtshilfe waren die Fortschritte der Medizin und der Chirurgie. Mit der Eröffnung des Kantonsspitals Uri im 1872 tat man einen entscheidenden Schritt in Richtung wissenschaftsorientierter Geburtshilfe. Die erfolgreiche Anwendung des Kaiserschnitts wurde erst im Kantonsspital möglich. Wöchnerinnen, die an der Geburt gestorben waren, wurden fortan regelmässig sezirt und Todesursachen sowie Fehler bei operativen Eingriffen in einem schriftlichen Sektionsbefund festgehalten. Die Spitalgeburt brachte nicht nur Fortschritte in medizinischer und chirurgischer Hinsicht. Die Bedeutung der Hygiene bei der Geburt und im Umgang mit dem Säugling wurde hier beispielhaft demonstriert, ebenso die richtige Ernährung und Pflege des Neugeborenen und der Wöchnerin.

Die Ausstellung im Historischen Museum vermittelt einen interessanten Einblick in die Urner Medizingeschichte. Die Ausstellungsbereiche mit ihren Texten und Exponaten zeigen jeder für sich ein abgeschlossenes Ereignis, zusammen ergeben sie die Geschichte der Medizin als Ganzes.